

(Nachdruck verboten.)

## 71 Der Vorzugsschüler.

Von Marie v. Ebner-Eschenbach.

Gepeinigt sah Georg zu ihr hinüber und warf ihr hinter dem Rücken des Vaters Küsse zu. Um feinetwillen wurde sie beschämt, er war der unschuldige Urheber ihrer Qual. Und sie, alles erratend, was in ihm vorging, bezwang sich, bemühte sich, gelassen und standhaft zu bleiben bei den Kränkungen, die sie erfuhr. Der Mann hielt für Unempfindlichkeit, was höchster Heldennut war, und verschärfte die Lauge in den Ausdrücken seiner Geringschätzung. Wie immer war es auch heute gegangen, und Agnes kaum noch imstande, ihre Selbstbeherrschung zu bewahren, als ein heftiger Nix an der Glocke sie erschreckte. Sie schrie auf; auch Georg erschrak. Es war etwas so völlig Ungewohntes, daß um diese Zeit jemand Einlaß bei ihnen begehrte.

„Nervös, wie die elektrifizierten Frösche,“ brummte Pfanner. „Habt Ihr in Eurem Leben noch nicht läuten gehört? Sieh nach, wers ist,“ befahl er der Frau.

Sie zündete rasch eine Kerze an und eilte in die Küche. Schon wurde ein zweites Mal geschellt, noch ungeduldiger, noch heftiger als früher. Als Agnes öffnete, stand ein großer, breitschultriger, fein gekleideter Mann da und fragte:

„Ist Herr Offizial Pfanner zu Hause?“

„Wer konnte das sein? Vielleicht ein Vorgesetzter, der Herr Inspektor oder gar der Herr Oberinspektor?“

„Ja, er ist zu Hause,“ sagte sie, „belieben einzutreten.“

Ohne Gruß ging er an ihr vorbei; er hielt sie offenbar für die Magd, und ihr war der Irrtum recht. Sie hätte in ihrem grauen, ausgewaschenen Percailkleide, in ihren geflickten Schuhen einem Vorgesetzten gegenüber nicht für die Frau eines k. k. Beamten gelten mögen. Höflich stieß sie die Zimmertür vor dem Fremden auf, trat in die Küche zurück und hörte nur noch ihren Mann in durchaus nicht respektvollem Tone sagen:

„Herr Obernberger? Was verschafft mir das Vergnügen?“

Obernberger schloß die Tür hinter sich, die Magd sollte das Gespräch zwischen ihm und Pfanner nicht mit anhören.

„Vergnügen werden Sie von meinem Besuch nicht haben,“ erwiderte er in erregtem Tone, „ich komme, um mich zu beklagen.“

„Hoho! Das konnte unangenehm werden. Pfanner hatte ein böses Gewissen. War eine der wegwerfenden Reden, die er über Obernberger zu führen pflegte, dem „Schlosser“ hinterbracht worden? Vielleicht auch einem der Vorgesetzten, bei denen der Meister in hohem Ansehen stand? Verfluchte Geschicht! Pfanner verbarg seine Bestürzung hinter einem besonders horstigen Wesen: „Nur heraus mit der Sprache, genießen Sie sich nicht. Ich kann was vertragen,“ sagte er.

Georg war aufgesprungen und hatte einen Sessel herbeigeholt. Obernberger nahm Platz. Er betrachtete den Knaben, der mit gesenkten Augen und krampfhaft verschlungenen Fingern vor ihm stehen blieb, streng und prüfend:

„Herr Obernberger! Herr Obernberger!“ sprach Georg leise und flehentlich.

O, wenn er früher an Herrn Obernberger gedacht hätte, er würde seinen Sohn nicht geprügelt haben. Herr Obernberger war immer so gütig mit ihm, wenn er ihn traf, und neulich, als er im Wagen gekommen war, den Pepi aus der Schule abzuholen, hatte er Georg eingeladen, mitzufahren. Eine Seligkeit wäre es gewesen, der Einladung zu folgen, aber er wagte es nicht. Der Vater hätte gewiß gesagt: „Hast vergessen, daß Du keine Gnade annehmen sollst?“

Je länger Obernberger seine Augen auf Georg ruhen ließ, je milder wurde ihr Ausdruck, und jetzt redete er ihn an: „Wissen Sie, daß ich schon auf dem Wege zum Herrn Direktor war, um mich über Sie zu beklagen? Ich mag Ihnen aber doch Ihre gute Note in Sitten nicht verderben und will mich mit einer häuslichen Züchtigung begnügen, die Ihnen Ihr Vater sicher erteilen wird, wenn er hört, was vorgefallen ist. Herr Offizial,“ wendete er sich an Pfanner, „Georg hat heute nach der Schule meinen Sohn angefallen

und ihn gewürgt, und andere haben sich hineingemischt, und mein Pepi ist mir nach Hause gekommen, ganz zerrissen, und das rechte Auge so blau und geschwollen, daß er ein paar Tage hindurch weder lesen noch schreiben kann. Und das ist geschehen ohne den geringsten Grund.“

„Ohne den geringsten Grund?“ wiederholte Pfanner, hob sich halb von seinem Sitz, und es war, als ob er auf den Sohn lospringen wölkte.

„Nicht ohne Grund,“ hauchte Georg mehr, als er sprach. „Er hat mir gesagt, daß ich ein Büffler bin. Büffeln kommt von Büffel, und Büffel gehören zu der Gruppe der Rinder, hat er gesagt.“

Pfanner schwieg und saß wieder gerade auf seinem Sessel. Obernberger war betroffen.

„Ist das wahr? fragte er, und Georg beteuerte:

„Es ist wahr.“

„Hinaus!“ rief Pfanner ihm plötzlich zu und wies mit ausgestrecktem Arm nach der Küchentür.

Draußen stand die Mutter neben dem Herde und zitterte an allen Gliedern und fragte sich, was für ein neues Unheil über ihren Georg hereingebrochen sein möchte. Er lief auf sie zu, war bleich wie Wachs, und grünliche Schatten zogen sich längs der Nase zu den Mundwinkeln herab: „Mutter, Mutter!“ preßte er hervor, „was wird jetzt mit mir geschehen?“

In der Stube jedoch begab sich das Unerhörte. Pfanner entschuldigte seinen Sohn. Der Junge war schwächern von Natur und nur zu sanft für einen Buben. Wenn er einmal losgeschlagen hatte, mußte er arg provoziert worden sein. Er sei auch absolut wahrhaft, versicherte der Vater, der ihn noch nie auf einer Lüge ertappt hatte.

„Können Sie das von ihrem Pepi auch sagen?“ fragte Pfanner und setzte die gewisse, militärische Miene auf, die er sich angeeignet hatte, als er einst, nach wenigen Monaten seiner Dienstzeit, zum Korporal befördert worden war.

Der gutmütige Obernberger stand immer noch unter dem Eindruck, den die Todesangst auf dem Gesichte Georgs auf ihn gemacht hatte. Der große, breite Mensch schmolz in der Nähe des kleinen, hitzigen Pfanner ordentlich zusammen. Ein gewaltiger Schneemann in der Nähe eines Häufleins glühender Kohlen. Er hatte keine Ursache, sich auf die Wahrheitsliebe seines Pepi zu verlassen, und weil er das nicht eingestehen wollte, schwieg er.

„Fragen Sie Ihren Pepi aufs Gewissen, ob mein Sohn ihn wirklich ohne Grund geschlagen hat,“ sprach Pfanner. „Aug in Aug mit dem Buben, in unserer Gegenwart soll er es wiederholen. Tut er das, dann lade ich Sie zu einer Exekution ein, wie sie bei uns noch nicht stattgefunden hat, obwohl ich bei meinem Buben die Prügel nicht spare.“

Bei dieser Abmachung blieb es. Herr Obernberger, der als Richter gekommen war, verließ die Wohnung des Offizials mit dem Gefühl, eine Niederlage erlitten zu haben. Er achtete nicht auf die Zwei, die sich tief verneigten, als er die Küche durchschritt. Georg lief ihm voran, öffnete mit demütiger Beiflühenheit die Tür und murmelte:

„Verzeihen Sie mir, Herr Obernberger, verzeihen Sie mir,“ so leise, mit so von Scheu und Tränen erstickter Stimme, daß der in unangenehme Gedanken versunkene Fabriksherr nichts davon hörte.

Als Agnes und Georg das Zimmer wieder betraten, hatte Pfanner einen großen, mit Zahlen bedeckten Bogen vor sich liegen, den er mit äußerster Aufmerksamkeit durchsah. Georg holte seine Hefte herbei und machte sich an seine Arbeit. Eine halbe Stunde verging, ehe der Vater seinen Sohn ansprach, und dann — o Wunder! geschah es nicht einmal in unfreundlicher Weise. Er überzeugte sich, daß Georg beinahe fertig war mit seinen Aufgaben:

„Bist Du aus Geschichte schon aufgerufen worden?“ fragte er.

„Noch nicht.“

„Werkwürdig. So spät?“

„Vielleicht morgen. Wir haben morgen Geschichte.“

„Nun, da kriegst Du doch eine Vorzugsklasse?“

„Ich weiß nicht, vielleicht.“

„Du!“ schrie der Vater ihn an, „Weißt Du, was das



heißt, wenn Du keine Vorzugsklasse kriegst? Weißt Du, was ein „Genügend“ Dich kostet?“

„Ich weiß es“, erwiderte Georg tonlos.

„Den Vorzugschüler kostet's Dich, fauler Bub!“

„Ich bin nicht faul, Vater.“

Der Vater hob namenlos erstaunt den Kopf. Sein friedfertiger Junge war heute der Held einer Prügelei gewesen, und jetzt rümpfte er sich, ihm zu widersprechen. Was war vorgegangen? War in dem Jungen der Mann erwacht? Sollte er am Ende noch so schneidig werden, wie er sich ihn immer gewünscht?

Frau Agnes hatte ihre Hand auf den Arm des Sohnes gelegt, als er dem Vater widersprochen: „Um Gottes willen, Schorich!“

„Still“, herrschte Pfanner sie an, „laß ihn reden. Ich bin nicht faul, behauptet er. Also red, 's ist erlaubt, 's ist befohlen,“ drang er in ihn.

„Ich lern den ganzen Tag,“ sagte Georg. „Ich kann nicht mehr lernen, als ich lern, ich weiß nicht, was ich anfangen soll, damit du zufrieden bist.“ Die Tollkühnheit der Verzweiflung kam über ihn, und er wagte hinzuzusetzen: „Andere Eltern sind schon zufrieden, wenn ihre Kinder „Genügend“ bekommen, und ich soll lauter „Vorzüglich“ und „Lobenswert“ haben . . . Und ich soll mich schinden . . . Und ich . . .“ Er konnte nicht weiter reden, rang die Hände, schlug mit der Stirn auf den Tisch und wand sich in einem Schmerze, über den der Vater selbst erschraf. Zum erstenmal im Leben fühlte er sich ratlos dem Kinde gegenüber.

„Ich hab schon ein „Genügend“ in Griechisch!“ schrie Georg in pfeifenden, gequetschten Tönen. „Wenn ich noch ein „Genügend“ bekomme, bin ich kein Vorzugschüler mehr. Und ich bekomme gewiß noch ein „Genügend“ . . .“

Das war zubielt. Die Worte machten der Langmut Pfanners ein Ende. Alles in ihm, das ein bißchen weich zu werden begonnen hatte, erstarrte wieder:

Kein Vorzugschüler mehr! Dieser Bub, der die Fähigkeit besaß, einen Platz unter den Ausgezeichneten zu behaupten, wollte durch die Schule kriechen mit dem großen Heer der Mittelmäßigen? Pui über den Bub!

„Du bleibst Vorzugschüler, oder ich gebe Dich zu einem Schuster in die Lehr.“

„Tu's, Vater, tu's! Aber warum grad zu einem Schuster!“ erwiderte Georg außer sich. „Du kannst mich auch zu Herrn Oberberger geben, und ich werd ein Kunstschlosser . . . Oder auch mit Musik kann ich mein Brot verdienen . . .“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Eine Wolke.

Ein quirlender Luftwirbel hatte den Rest der Gewitterwolken vertrieben, auf dem beruhigten Mittelmeer glühte die Mittagssonne klar und heiß. Nur eine einzige Wolkenbank war dageblieben. Von ihr löste sich aufwärtssteigend ein zarter, weißer Schleier, und dieser weiße Dunstschleier hing, als die ganze hellgraue Wolkenbank verhaucht und verfliegen war, allein mitten im tiefblau glänzenden Himmel. Flockig und zerblasen trieb sie empor und langsam nordwärts, und im langsamen Dahintreiben sammelte sie ihre wehenden Enden und Spitzen, gewann Umrisse und Wölbung, nahm an Weiße und Klarheit zu und erreichte das Auge des Schiffers, der eilig sein braunes Dreieck wieder aufzog.

Wer sie so leuchtend, einsam und ruhig durch die große Bläue gleiten sah, dem erschien sie, wie ein von einer Frauenstimme gesungenes Lied. Und die Wolke sang wirklich, sie sang und flog und war Lied und Sängerin zugleich. Nur die großen Meervögel und der salzige Seewind konnte ihr Lied verstehen. Vielleicht wäre es auch von einem Dichter verstanden worden, der sie nahe genug erblickt hätte, vom äußersten Leuchtturm von Livorno aus, oder von den Höhen der Insel Korfika. Es war aber kein Dichter da. Und wäre einer gekommen, er hätte Mühe gehabt, das Lied der Wolke in unsere Sprache zu übersetzen.

Langsam segelte die schöne weiße Wolke über die Buchten von Spezia und von Sestri und über die graugelben Strandfelsen von Rappollo hinweg. Sie sah schwarze Schiffe über den Horizont hinaus ins Bodenlose gleiten, wie Tropfen, die vom Rand einer Dornkugel tröpfen. Sie sah braune Fischer in dunkeln Farben mit rot und gelben Segeln fahren. Sie sah die Sonne über Frankreich sich glühend neigen. Und sie sang und träumte vom Abend, von der Stunde der Blut, des Schweigens und der Liebe:

O Sonne, gold'ne Sonne!

Sie sang immer dasselbe Lied — vom blauen Meer, von der goldenen Sonne, von ihrer Liebe, von ihrer Schönheit — und vom Abend, vom gläsernen farbigen, schwelgerischen.

Genua stieg empor, die helle steile Stadt am runden Golf und hinter Genua der Festungsstrand und dahinter die Hügel und das weite, hellgrüne Land, und ganz im äußersten Rande heiß und kühl und fremd der kühle Fag der Alpen. Die Wolke schauerte und suchte langsamer zu schweben. Was sollte sie dort, die arme schöne, vom Meere geborene, was sollte sie dort bei den kühlen, kahlen Höhen des Nordens?

O Sonne, gold'ne Sonne liebst du mich!

Ein Läuten drang aus der großen Hafenstadt herauf, das Abendgeläute von Santa Stefano. Die östlichen Berge wurden seltsam klar und nah, über den bläulichen französischen Hügeln neigte die Sonne sich zum Untergang.

Die Sonne, sie brannte tief scharlachfarben und streute eine wunderbare, traurige Schönheit über die Erde, und das Meer wurde rotgolden und lila.

Da traf der dunkelglühende Blick der Sonne die sehnüchtige Wolke. In heißen Schauern brannte ihr weißes Gefieder auf, so rot, so rot, daß sie über den Genuaer Hügeln wie eine lodernde Fackel hing.

Das Meer verglühete und die Erde wurde grau, auch auf die Kuppeln der Kirchen und auf die Festungswerke und Aaleen der Hügel stieg die Dämmerung. Darüber aber brannte hellrot die einsame Wolke fort, schöner als alle Dinge, die auf der Erde, im Meere und in den Lüften sind.

Sie wurde rosensfarbig, sie wurde lila, sie wurde violett. Dann wurde sie grau und wurde unsichtbar. Niemand konnte mehr sehen, wie sie beim zagen Scheine der frühesten Sterne schnell und schneller flog, über Navi, Favia und Mailand hinweg, gegen die kühlen fremden Berge des Nordens.

Her mann Hesse.

## Hypnose und Verbrechen.

Von Zeit zu Zeit wird die Öffentlichkeit durch Verbrechen oder abnorme Handlungen alarmiert, die von den betreffenden Individuen als Ausfluß hypnotischer Zustände bezeichnet oder zu solchen in Beziehung gebracht werden. So wurde vor wenigen Monaten ein Fall berichtet, der sich in den Vereinigten Staaten zugetragen hatte. Ein durch seine Frömmigkeit und Milde bekannter Heberend schob vor dem Altar einen Mann nieder unter der Anschuldigung, daß dieser in einem hypnotischen Zwange hielte und ihm Dinge wider seinen Willen zu unternehmen veranlaßte. Um diesem fürchterlichen Druck zu entgehen, sei ihm kein anderer Ausweg übrig geblieben, als sich seines Peinigers auf diese Weise zu entledigen. Hier lag kein hypnotischer Zustand vor, sondern ein Beeinflussungswahn. Der Heberend konnte sich seine Handlungen nicht erklären und schob das Motiv zu ihnen auf einen anderen Menschen ab. Derartige wahnhaftige Vorstellungen sind bei Geisteskranken recht häufig. Ebendortin gehört auch die tragikomische Geschichte, die kürzlich an den belgischen Gerichten zum Austrag gebracht wurde. Es handelte sich um ein junges Mädchen, das in einen Musiker verliebt war und ihn jahraus, jahrein auf Schritt und Tritt mit ihren Anträgen belästigte. Sowie der Musiker seinen Wohnort wechselte, und er tat dies notgedrungen, folgte ihm das Mädchen. Es behauptete gleichfalls unter hypnotischem Zwange, der von dem Manne ausginge, zu handeln. Man versuchte eine eigenartige „Gegenhypnose“, man verprügelte den Jünger der heiligen Cécilie, aber auch dies war vergeblich. Klassisch sind die Beispiele des Liebeszaubers aus dem Mittelalter. Auch hier fühlten sich die Menschen von einer Person des anderen Geschlechts so unüberwindlich angezogen, daß sie sich an ihre Sohlen festseten. Anklagen wegen Zauberei waren das traurige Ende für den verfolgten Liebhaber wider Willen.

Es ist bekannt, daß in den siebziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts, nachdem schon im Beginne dieses Säkulums Johann Mesmer die Lehre des tierischen Magnetismus begründet hatte, in Frankreich die in Mißkredit gekommene Lehre wieder aufgenommen wurde. Die Pariser Schule unter Charcot und die Rancher unter Liebault wetteiferten miteinander, die Theorie des Hypnotismus und der Suggestion wissenschaftlich zu begründen und sowohl für Heilzwecke als auch für experimentell-psychologische Untersuchungen nutzbar zu machen. Seitdem ist Frankreich der Mittelpunkt für die Erforschung dieser eigenartigen psychischen Vorgänge geblieben. Die Wirkung einer Hypnose oder einer Suggestion (eines Einredens) ist die, daß ein Mensch von einem anderen beeinflusst wird, Handlungen zu begehen oder Sinnesindrücke wahrzunehmen, ohne daß von der Außenwelt die Sinnesorgane gereizt sind. Es sind dies also Sinnesäußerungen (Halluzinationen). Sie können im allgemeinen nur bei eingeschlaferten Individuen ausgelöst werden (daher der Name Hypnose vom Griechischen hypnos — der Schlaf). Suggestionen können aber auch in wachem Zustande gegeben werden. Nun wirkt jeder Befehl suggestiv, aber man hat sich daran gewöhnt, unter Suggestionen im engeren Sinne solche zu bezeichnen, die ohne oder gegen den Willen des handelnden Individuums begangen werden, und zwar, daß der freie Wille, die Handlung zu unterlassen, ausgeschaltet ist, daß aber weiter die handelnde Person sich nicht bewußt ist, unter dem Befehle eines anderen zu stehen. Es ist nun möglich, Suggestionen im Wagen mit hypnotischen Zuständen in eigentümlicher Weise zu ver-



binden. Ein Mensch wird hypnotisiert und erhält in diesem Schlafzustand den Befehl, eine Tat auszuführen, aber nicht sofort, sondern erst nach dem Erwachen. Dies sind die sogenannten posthypnotischen Suggestionen. Diese brauchen aber durchaus nicht sofort nach dem Erwachen wirksam zu werden, sondern eine beliebig lange Zeit später.

An das Bekanntwerden dieser Phänomene knüpfte sich alsbald die Befürchtung, daß die Kenntnis und Ausübung dieser Kräfte Veranlassung und Ansporn zu scheinlichen und gefährlichen Verbrechen geben würde. Der eigentliche Verbrecher blieb dann im Hintergrund, er richtete unschuldige Menschen zu Helfershelfern seiner Taten, ohne ihr Wissen ab, indem er sie einschläferte und ihnen posthypnotische Suggestionen für irgendein Verbrechen gab. Die Furcht vor diesen Ereignissen wuchs um so mehr, als die hypnotischen Erscheinungen den Nimbus des Uebernatürlichen verloren und es bekannt wurde, daß keine außerordentlichen seelischen oder körperlichen Kräfte zur Erlernung der Technik nötig seien. Man verlangte laut nach gesetzgeberischen Maßnahmen. Aber es zeigte sich, daß nichts derartiges notwendig wurde, außer daß etwa die Regierungen die Schaustellungen hypnotisierter Personen und öffentliche Experimente unterlagerten. Was verbrecherische Handlungen an hypnotisierten Menschen anbetrifft, so fallen sie unter den Paragrafen, der geisteskranken und bewußtlose Personen unter Schutz stellt und den Täter mit Zuchthaus bestraft. Außerdem lag für den Gesetzgeber kein Material vor. Da kam im Jahre 1895 der auffeherregende Prozeß gegen den Heilmagnetiseur Cz., der in München vor dem Schwurgericht zur Verhandlung gelangte. Eine adlige, sehr vermögende Dame in reiferen Jahren wandte sich an den Angeklagten, der in Dresden sein Gewerbe ausübte, wegen rheumatischer Schmerzen behufs magnetischer Behandlung. Aber Cz., ein interessant aussehender Pole, tat mehr, als von ihm verlangt war. Die Baronin gewann ihn lieb, sie zögerte nicht, als er um ihre Hand anhielt, ihr Jawort zu geben. Sie lieb ihm größere Summen Geldes, und Cz. hatte alle Aussicht, über das gesamte Vermögen seiner künftigen Gattin Verfügung zu bekommen. In München sollte die Trauung stattfinden. Aber was dort vor sich ging, war nur eine Scheintrauung. Cz. war bereits verheiratet und scheute offenbar das Delikt der Bigamie (Doppelehe), oder er fürchtete die Eifersucht seiner Frau. Er bestellte einen Freund, der sich als katholischer Priester maschierte und in einem Hotel Münchens die Zeremonie vornahm. Doch die Verwandten der Braut hatten von der Absicht der Eheschließung Wind bekommen. Es gelang ihnen, festzustellen, daß es sich um ein Schwindelmanöver gehandelt habe. Der Staatsanwalt schritt ein. In dem Prozeß wurde festgestellt, daß der Magnetiseur seine Klientin hypnotisiert habe. Durch fortgesetzte Hypnose bekam er sie so in seine Gewalt, daß es ihm gelang, sie zu verführen, und daß sogar eine starke Neigung in ihr zu ihrem Arzte erwuchs. Die Zuneigung dauerte übrigens noch an, als sie über den wahren Sachverhalt schon aufgeklärt war und der Heuböckemann im Gefängnis saß. Die Anklage lautete auf Betrug, Urkundenfälschung und Mißbrauch einer Bewußtlosen. Trotz der übereinstimmenden Gutachten der Sachverständigen, die erklärten, daß die Verführte einem hypnotischen Zwange unterlegen sei, schlossen sich die Geschworenen dieser Ansicht nicht an; aber der Gerichtshof bedachte den Angeklagten wegen der anderen ihm zur Last gelegten Delikte mit einer mehrjährigen Strafe. Das Interessanteste an dem Falle war, daß die Baronin noch bis zur Gerichtsverhandlung sich dem Wanne des Mannes noch nicht zu entziehen vermocht hatte. Sie kannte zwar das Vergehen des Angeklagten und mißbilligte es, allein das Liebesgefühl bestand in seiner ganzen Intensität weiter. Es ist hier sicherlich mehr und anderes wirksam geworden als hypnotischer Zwang. Schwächere Individuen geraten in die Gewalt eines stärkeren auch ohne Hypnose in technischem Sinne. Der Vorgang ist gewiß suggestiver Art. Nicht umsonst reden wir von den „Einflüssen der Liebe“. Daß sie hier stärker, dort schwächer haftet, beruht auf der Verschiedenheit der individuellen Disposition. Hypnotische Prozeduren sind nur imstande, schlafende Triebe zu erwecken, ihre Hemmungen, wenn sie nicht zu stark sind, zu beseitigen, gleichsam die in uns aufgespeicherten Energien in lebendige Kräfte umzusetzen.

Schon aus diesem Grunde konnte die Verbrechertwelt die neuentdeckten Phänomene nicht in dem gefürchteten großen Stille für sich ausnutzen. Nur ganz wenig Fälle sind bekannt geworden: der berühmteste ist der der Gabrielle Dompard in Paris, die, unter dem Einflusse ihres Geliebten Cyrand stehend, einen Mann ermordete. Mit posthypnotischen Suggestionen zu arbeiten, ist deshalb so unsicher, weil ihr Erzeuger sofort in einer zweiten Hypnose, die den verlorenen Faden der ersten wieder aufnimmt, ohne Schwierigkeiten zu ermitteln ist. Im allgemeinen besteht im Wachzustand keine Erinnerung an die Vorgänge während der Hypnose (posthypnotische Amnesie), sofern dem Hypnotisierten befohlen worden ist, diese zu vergessen. Die Gedanken und Vorstellungen im hypnotischen Trance sind für sich so abgeschlossen und bilden bisweilen eine ganze „Persönlichkeit“ für sich. Doch die Verbindungen sind nicht gestört, sondern gewissermaßen nur stromlos geworden. Durch irgendwelche Bedingungen, durch gangbare Nebenleitungen können sie wieder in Funktion treten. Die Vorstellungsinhalte aus der Hypnose stehen dann wieder in Verbindung mit dem Wachbewußtsein: d. h. der wache Mensch erinnert sich an die Vorgänge während der Hypnose. Daraus wird klar, daß niemand von vornherein wissen kann, wie lange bei einem Ver-

einflussten die posthypnotische Amnesie (Vergessen) Bestand haben wird, plötzlich oder allmählich tauchen die Erinnerungen an das Geschehene wieder auf, und der passive Täter würde auf den wahren Urheber des Verbrechens hinweisen. Freilich ist oft genug von Angeklagten in Kenntnis der hypnotischen Tatsachen von ihrer Verteidigung behauptet worden, daß sie im Zwange einer posthypnotischen Suggestion gehandelt hätten. Doch immer hat sich nachweisen lassen, daß dies nur Ausreden waren.

Nicht alle Menschen lassen sich hypnotisieren, und von den dazu brauchbaren nicht alle gleichmäßig. Die großen lebenden Hypnotisierer wie Forel, Bogt, Wetterstrand behaupten zwar, daß es bei 95 Proz. aller Menschen ihnen möglich sei. Damit sind aber die ganz leichtesten hypnotischen Zustände gemeint, in denen die Individuen in fladem, leichtzuerwandelndem Schlaf liegen. In diesem Stadium sind die Schlafenden nur leichten therapeutischen Maßnahmen zugänglich. Man kann so Kopfschmerzen, Schlaflosigkeit, Angstzustände beseitigen. Den zweiten Zustand bezeichnet man als kataleptischen. Er ist dem Publikum von den Schaustellungen der Wanderhypnotisierer bekannt. Die Glieder können in eine abnorme Starre versetzt werden. Der Körper braucht nur an seinen äußersten Enden unterstützt zu werden, um schwere Lasten zu tragen. Auch Halluzinationen zu erzeugen gelingt. Nohe Kartoffeln werden auf Befehl für Äpfel angesehen und mit großem Appetit verzehrt. Zu diesen Prozeduren aber eignen sich nur zirka 40 Proz. In das dritte tiefste Stadium der Trance, in dem man die erwähnten posthypnotischen Befehle mit Amnesie gibt, gelangen nur 15 Proz. Unter diesen also müßten die Verbrecher ihre Opfer wählen. Doch diese Zahl schmilzt für verbrecherische Vornahmen auf nichts zusammen. Man kann die im Trance befindlichen zu allem möglichen veranlassen, aber nicht zu allem. Interessante Experimente haben das erwiesen. Delboeuf in Lüttich hypnotisierte ein Dienstmädchen und suggerierte ihr die Anwesenheit eines Mannes; er suggerierte ihr, daß dieser Mann ihr Feind sei und sie angreifen wolle. Auch diese Suggestion nahm sie an. Als man ihr aber einen Revolver in die Hand gab und sie aufforderte, auf den Mann abzudrücken, weigerte sie sich beständig und war durch nichts zu der Tat zu bewegen. Ein Arzt hypnotisierte eine Patientin, die sich sonst von ihm willig und ohne eine Spur von Schamgefühl zu Heilzwecken unterziehen ließ. Als er die tief Hypnotisierte aufforderte, auch nur die Blüte zu öffnen, lehnte sie ab. In diesen lehrreichen Fällen handelt es sich um Eingebungen unsympathischer und unmoralischer Natur, gegen die sich das Individuum kraft der ihm innewohnenden, durch Vererbung und Erziehung gesetzten Gegenvorstellungen mit Erfolg wehrt. Normale Menschen stehen zu stark unter dem Druck der Hemmungen, als daß sie diese sich auf einen einzigen Stoß hin erschüttern ließen. Sie nehmen nur das an, was ihnen bewußt oder unbewußt genehm ist. So wirken Suggestionen zu Heilzwecken, die dem Patienten sympathisch sind und durch die eigene Tendenz gesund zu werden, verstärkt werden. Nur dort, wo die urteilende Geistesfähigkeit oder der Willen zu schwach ist, gelingt es, Abhängigkeitsverhältnisse zu schaffen, die den Schwächeren an den Stärkeren fesseln, und ihm fremde Wahrnehmungen und Wünsche als die seinen aufzudrängen. Um eine solche Gewalt zu erlangen, ist und wird niemals die Kenntnis und Anwendung hypnotischer Prozeduren nötig. Gewiß spielen hierbei suggestive Vorgänge eine Rolle. Aber unser ganzes Handeln und Fühlen, unsere Erziehung steht unter solchen Einflüssen. Der geschickte Hypnotiseur, der mit Menschenkenntnis eine gewisse Fähigkeit im Verfolgen selbstfuchtiger Zwecke verbindet, wäre für die Gesellschaft eine außerordentlich gefährliche Individualität, wenn sie nicht hypothetisch würde durch die Unsumme von Zufälligkeiten, ohne deren Zusammenwirken ein gewünschter Erfolg ausgeschlossen ist. Es ist auch hier gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen.

Dr. van Troy.

## Kleines feuilleton.

### Physiologisches.

Eigenartige Wirkung der Elektrizität auf den Organismus. Die Elektrizität gehört schon lange zum festen Bestand der bei Krankheiten angewandten Heilmittel. In vielen Fällen verschiedenartiger Krankheiten, besonders bei Muskel- und bei Nervenkrankungen, haben die Verzte durch Anwendung der Elektrizität Heilung oder doch wesentliche Besserung erzielt, und das um so mehr, als die Elektrizität in mehreren ganz verschiedenen Formen zur Verfügung steht. Zunächst ist hier die überhaupt am längsten bekannte ruhende Elektrizität zu erwähnen; sie wird zum Beispiel durch die gewöhnliche Elektrifiziermaschine hervorgerufen, bei der sich die positive Elektrizität an einer Stelle des Apparats ansammelt, die negative an einer anderen, und wenn man diese beiden Stellen miteinander vereinigt, gleichen sich beide Elektrizitäten in kurzen Schlägen aus. Man hat nun als Vereinigungsmittel den menschlichen Körper verwendet, und so zeigte sich, daß die durch ihn überspringenden Elektrizitäten bei gewissen Krankheitszuständen, z. B. bei bestimmten Arten von Lähmungen, heilsam wirken. Dann hat man — und diese Anwendung der Elektrizität ist wohl noch häufiger — den dauernden elektrischen Strom auf Menschen wirken lassen, das heißt den menschlichen Körper als einen Teil der Leitungsbahn des elektrischen Stromes benutzt, die im allgemeinen durch Metalldrähte gebildet wird. Neben diesem



als Galvanischer Strom bezeichneten gibt es dann den Faradischen Strom, der nicht ein ununterbrochenes Strömen der Elektrizität darstellt, sondern eine schnelle Aufeinanderfolge vieler, aber nur ganz kurze Zeit dauernder elektrischer Ströme. Dieser Strom entsteht, wenn man einen gewöhnlichen elektrischen Strom unterbricht (man bezeichnet dies als Schließen und Öffnen des elektrischen Stromes) und in der Nähe dieser Stromleitung ein ununterbrochenes, in sich zurücklaufendes, also etwa ringförmiger Draht sich befindet. Es entsteht dann bei jeder Öffnung und Schließung des ersten Stromkreises in dem geschlossenen Draht ein momentaner elektrischer Strom, ohne daß dieser irgendwelche Einrichtungen besäße, die an sich eine Quelle der Elektrizität darstellen. Auch dieser Faradische Strom wird von den Ärzten vielfach und mit deutlich erkennbarem Erfolge verwendet. Zu diesen unmittelbaren Einwirkungen der Elektrizität treten solche, bei denen nicht die Elektrizität als solche benutzt wird, sondern Lichterscheinungen, die nur durch elektrische Vorgänge entstehen; hierher gehören auch die Röntgenstrahlen. Ihre Verwendung in der Medizin ist eine zweifache: Erstens dienen sie bekanntlich dazu, das sonst nicht sichtbare Innere des Organismus sichtbar zu machen und somit Klarheit über sonst zweifelhafte Krankheitserscheinungen zu bringen, und zweitens hat man durch die Bestrahlung mit Röntgenlicht geradezu Heilung in einer Reihe von Krankheiten erreicht. Da nun die Einwirkung der Elektrizität auf den Menschen eine so gewaltige ist, ließ sich schon von vornherein annehmen, daß die Wirkung nicht nur auf den Teil des Organismus beschränkt bleiben würde, auf den man sie anstrebt, sondern auch andere Körperteile erfassen würde, und hier konnte, da diese anderen Körperteile eben nicht erkrankt waren, leicht eine Störung des normalen Zustandes eintreten, das heißt die sonst heilsame Elektrizität konnte hier schädlich, Krankheit hervorruhend werden. Diese Annahme hat sich auch bestätigt, und damit wäre die Elektrizitätsanwendung recht bedenklich geworden, wenn es nicht gelungen wäre, Gegenvorkehrungen zu treffen. Dies ist nun allerdings gelungen, und sobald man eine schlimme Nebenwirkung der Elektrizität aufgedeckt hatte, konnte man sie auch beseitigen. Aber das erste Erfordernis dazu ist eben, daß man eine solche unbeabsichtigte Schädigung durch Elektrizität überhaupt erkennt, und man darf sich nicht wundern, daß die Forscher eifrig dabei sind, derartige Schädigungen aufzudecken. Sie tun dies nicht, um die Elektrizität in der Medizin zu diskreditieren, sondern im Gegenteil, um dies schöne Heilmittel immer einwandfreier zu gestalten.

Bei solchen Untersuchungen ist man nun in der allerneuesten Zeit dazu übergegangen, zu prüfen, ob etwa die Verdauungstätigkeit des Körpers durch Elektrizität irgendwie beeinflusst wird. Man kann sich die menschliche und selbstverständlich ebenso die tierische Verdauungseinrichtung als eine Art von chemischem Laboratorium vorstellen, in dem durch Mischung gewisser chemischer Substanzen bestimmte Wirkungen erzielt, vorher nicht dagewesene chemische Körper geschaffen werden. Dabei ist zu beachten, daß die Natur im tierischen Organismus mit viel einfacheren Mitteln arbeitet, als man sie in einem modernen chemischen Laboratorium anwendet, wo ungemein hohe Hitzegrade, ganz besonders hoher oder auch ganz geringer Luftdruck und ähnliche Methoden zur Anwendung kommen. Und mit ihren viel geringeren Mitteln erreicht der verdauende Organismus Resultate, die im wissenschaftlichen Laboratorium noch bei weitem nicht möglich waren; der Chemiker kann nicht aus Obst oder Gemüse, aus Zucker oder ähnlichen Substanzen menschliches Muskelfleisch, menschliche Nerven, Knochen, Knorpel und ähnliche Bestandteile des Organismus herstellen, wie es die Natur mittels der uns so selbstverständlich erscheinenden Verdauung tut. Um solche Wirkungen zu erreichen, müssen die Verdauungssäfte freilich ungestört arbeiten können, und es ist von großer Wichtigkeit zu wissen, ob die Elektrizität sie etwa beeinflusst. Am pathologischen Institut der Universität Berlin wurden jetzt dahingehende Untersuchungen vorgenommen, und es zeigte sich, daß zwar der Faradische Strom keine solche Wirkung ausübt, wohl aber der dauernde oder Galvanische Strom. Selbst wenn die Stärke des Stromes nur gering ist — und im allgemeinen werden in der Medizin nur recht schwache elektrische Ströme verwendet — wird die Verdauungskraft des Speichels und des Magensaftes durch ihn wesentlich herabgesetzt; bekanntlich beginnt die Verdauung der genossenen Speisen schon in der Mundhöhle durch den Speichel. Ganz besonders bemerklich ist aber die Einwirkung des Galvanischen Stromes auf eine der wichtigsten Verdauungssubstanzen, nämlich auf das von der Magenschleimhaut produzierte Pepsin; Pepsin wird unter der Einwirkung des konstanten elektrischen Stromes überhaupt untätig. Man kann nicht verkennen, daß hier eine recht schlimme Nebenwirkung der sonst so segensreichen Elektrizität vorliegt, aber man darf auch nicht zweifeln, daß es der Wissenschaft in Wälde gelingen wird, diese Unannehmlichkeit zu beseitigen, und es ist gut, daß diese Unannehmlichkeit aufgefunden ist, sonst hätte sie noch lange unerkannt und unbekämpft weiterwirken können.

#### Aus dem Tierreiche.

Wie sah der Diplodocus aus? Es ist eine etwas heikle Sache, von den Ueberbleibseln eines längst ausgestorbenen Tieres auf dessen früheres Aussehen in lebendigem Zustand schließen zu wollen. Dennoch ist es berechtigt, daß die Paläontologen dabei ausnahmsweise auch mit der Einbildungskraft arbeiten, und

so sind manche höchst merkwürdige Bilder von Horvorkellischen Tieren entworfen worden, die wohl schwerlich ganz naturgetreu sind, aber doch wohl eine ungefähre richtige Vorstellung von den abenteuerlichen Riesen früherer erdgeschichtlicher Epochen geben. Einigen Anhalt bietet dabei namentlich die Beschaffenheit der Wirbelsäule, weil sich an deren Ausgestaltung und oft auch noch an besonderen Merkmalen erkennen läßt, ob große oder nur geringe Muskelmassen am Rücken angelegt, ob dieser einen Ramm besaß usw. Auch die einstufige Umkleidung der Arm- und Beinknochen läßt sich auf dem gleichen Wege einigermaßen erraten. So hat man denn nun auch gewagt, ein Bild von dem berühmten Diplodocus herzustellen, von dessen ungeheurem Knochengerüst Carnegie, nach dem das vor-geschichtliche Vieh den Namen Diplodocus Carnegie erhalten hat, einen Abguß bekanntlich auch an das Berliner Museum für Naturkunde geschenkt hat. Der Diplodocus muß danach zu den schuppigsten Antieren gerechnet werden, von denen man jemals eine Beobachtung oder Vorstellung gewonnen hat. Der ungeheueren Leib mit den kolossalen Gliedmaßen trägt, über den Vorderbeinen beginnend, einen Ramm und läuft nach hinten in einen Schwanz von ungeheurer Länge aus, der nach dem Ende zu immer dünner wird und schließlich fast wie eine Riesenschlange aussieht. An den Kumpf legt sich der Hals an, der gleichfalls eine außer-ordentliche Länge besitzt, sich nach oben hin schnell verjüngt und am Ende einen Kopf trägt, der im Verhältnis zu den Ausmaßen der übrigen Körperteile geradezu lächerlich klein wirkt. Der Kopf wird noch sonderbarer durch die Gestalt der Vorderseite mit dem Maul, das sich im ganzen fast wie ein Entenschnabel oder noch eher vielleicht wie der Rachen eines Rißpferds ausnimmt. Der Diplodocus war aller Wahrscheinlichkeit nach mit einer einzigen Ausnahme das größte Reptil, das je den Erdboden gedrückt hat, und das will viel sagen, denn die Reptilien der Jura- und Kreidezeit sind überhaupt die gewaltigsten Geschöpfe, von deren ehemaligem Vorhandensein der Mensch eine Kenntnis gewonnen hat. Geschlagen wird der Diplodocus, wenigstens an Länge, nur von dem Atlantosaurus, der vom Kopf bis zum Schwanz 36 Meter gemessen haben soll. Ebenso wie dies Untier lebte auch der Diplodocus in der Juraformation. Das berühmteste Skelett des Diplodocus erreicht eine Länge von 25 1/2 Meter, wovon auf den Kopf und Hals rund 7, auf den Kumpf gegen 4, auf den Schwanz dagegen 15 Meter entfallen. Die Schulterhöhe maß gegen 3 1/2 Meter. Der Kopf muß, abgesehen von seiner verhältnismäßigen Kleinheit und sonderbaren Gestalt im Leben noch deshalb ganz faszinierend ausgesehen haben, weil die Nasenlöcher hoch oben zwischen den Augen gelegen waren. Das Tier lebte wahrscheinlich meist dicht an der Küste und hielt sich gewöhnlich im Wasser auf, indem es nur mittels des langen Halses den Kopf gerade so weit herausstreckte, um Luft schnappen zu können. Danach würde die Lebensweise des Diplodocus ähnlich gewesen sein wie die der heute lebenden Krokodile und Rißpferde. Professor Bailey, der das höchst eindrucksvolle Bild des Diplodocus in der Wochenchrift „English Mechanic“ veröffentlicht, vertritt übrigens die Ansicht, daß manche dieser riesigen Saurier vielleicht noch von Menschengenossen erblickt worden sind, falls der älteste Ursprung des Menschen in die letzte Kreidezeit verlegt werden kann, was freilich von den meisten Forschern als ein Wagnis betrachtet wird.

Die Rekonstruktion des Berliner Exemplars wurde neuerdings von dem Berliner Zoologen Professor Tornier angefochten. Bei dem Berliner Diplodocus, der bekanntlich als Abguß nach dem amerikanischen Original von Carnegie gestiftet ist, stehen die Beine zum Stumpfe so, wie etwa bei einem Elephanten, d. h. fast senkrecht zur Wirbelsäule, und man hat bei der Betrachtung des Diplodocus-Skelettes den Eindruck, als handle es sich um ein säugetierähnliches Wesen, vielleicht eine Uebergangsform vom Reptil zum Säugetier. Professor Tornier weist aber aus der Betrachtung des Skelettes nach, daß dies falsch ist. Der Diplodocus ist, wie bisher noch kein Zoologe bezweifelt hat, ein Angehöriger der Reptilien-Unterklasse der Dinosaurier. Das geht aus dem Reptiliencharakter seines Skelettes hervor. Hieraus folgt, daß das Skelett so aufzustellen ist, wie es dem Eidechsenbau entspricht. Eidechsenartige Tiere gehen aber nicht auf ihren Weinen, sondern kriechen auf dem Bauche, während die Beine zum Fortschieben verwendet werden. Bei der jetzigen Aufstellung aber ist nicht nur dieses Prinzip vernachlässigt, sondern es sind z. B. Höcker des Oberarmknochens, die unabweisbar Muskelanfänge darstellen, als Gelenkkörper gedeutet. Völlig falsch ist die Rekonstruktion des Schwanzes, von dem gegenwärtig nur der letzte Abschnitt auf dem Boden aufliegt, während der größere Teil frei in der Luft schwebt, so daß also der unglückselige Diplodocus zu seinen Lebzeiten diese gewaltige Knochenmasse hätte tragen müssen. Alle Schwanzwirbelkörper klaffen dabei weit auseinander, während, wie die Gelenkflächen beweisen, sie eng aufeinanderliegen müssen, denn es handelt sich um straffe Gelenke. Aus den Gelenkflächen und Muskelansätzen des Halses kommt Professor Tornier zu dem Schlusse, daß auch dieser falsch angeordnet ist und in Wahrheit aufrecht mit starker S-förmiger Krümmung getragen wurde. Der Diplodocus hätte ganz eidechsenähnlich, nur mit einem durchaus anders getragenen Hals, aufgestellt werden müssen. Zwischen Deutschland, England, Frankreich und den Vereinigten Staaten könnte nun ein Wettbewerbs beginnen, wer zuerst den Diplodocus richtig aufstellt.